

Domprediger Thomas C. Müller

Estomihi, 14. Februar 2021, 10 Uhr

Predigt über das Buch des Propheten Jesaja, Kapitel 58, 1-8

„Rufe getrost, halte nicht an dich! Erhebe deine Stimme wie eine Posaune und verkündige meinem Volk seine Abtrünnigkeit und dem Hause Jakob seine Sünden! Sie suchen mich täglich und begehren meine Wege zu wissen, als wären sie ein Volk, das die Gerechtigkeit schon getan und das Recht seines Gottes nicht verlassen hätte. Sie fordern von mir Recht, sie begehren, dass Gott sich nahe. »Warum fasten wir und du siehst es nicht an? Warum kasteien wir unseren Leib und du willst's nicht wissen?« Siehe, an dem Tag, da ihr fastet, geht ihr doch euren Geschäften nach und bedrückt alle eure Arbeiter. Siehe, wenn ihr fastet, hadert und zankt ihr und schlägt mit gottloser Faust drein. Ihr sollt nicht so fasten, wie ihr jetzt tut, wenn eure Stimme in der Höhe gehört werden soll. Soll das ein Fasten sein, an dem ich Gefallen habe, ein Tag, an dem man sich kasteit, wenn ein Mensch seinen Kopf hängen lässt wie Schilf und in Sack und Asche sich bettet? Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag, an dem der HERR Wohlgefallen hat? Das aber ist ein Fasten, an dem ich Gefallen habe: Lass los, die du mit Unrecht gebunden hast, lass ledig, auf die du das Joch gelegt hast! Gib frei, die du bedrückst, reiße jedes Joch weg! Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entziehe dich nicht deinem Fleisch und Blut! Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des HERRN wird deinen Zug beschließen.“

Liebe Gemeinde,

kommende Woche beginnt mit dem Aschermittwoch die Fastenzeit. In diesem Jahr dürfte sich bei manchem ein gewisser Widerstand einstellen. Verzichten wir nicht schon auf so vieles? Vor einem Jahr begann in Deutschland die Pandemie. Am 15. Februar verstarb der erste Deutsche an der neuen Krankheit. Der erste Lockdown kam, man musste sich umstellen, neu organisieren, lernte seinen Computer und auch seine Kinder im Homeoffice von ganz neuen Seiten kennen. Der auferlegte Verzicht fiel – trotz allem – noch relativ leicht. Ein paar Wochen, das ging schon, irgendwie. Aber nach einem Jahr der immer neuen, und immer wieder verlängerten Einschränkungen sind wir doch irgendwie verzichtsmüde geworden. Vor unseren Bildschirmen blass geworden, emotional und erlebnismäßig ausgehungert, sehnen viele sich nicht nach Fasten, sondern nach Festen. Nach Umarmungen und leibhaftigen Kontakten ohne Abstandsgebot, nach Kulturerlebnissen, die nicht durch den digitalen Filter gehen.

Natürlich, es gibt auch die andere Seite. Die Pandemie bescherte uns üppiges „Hüftgold“, statistisch gesehen 2 Kilo pro Person. Die Bildschirmzeit füllt den ganzen Tag, nicht nur am Arbeitscomputer, sondern auch beim Filmserienmarathon der Streaminganbieter. Binge-Watching nennt man das. Nicht zu vergessen, dass jeder Dritte angibt, dass sein Alkoholkonsum – trotz geschlossenen Gaststätten - seit Beginn der Pandemie angestiegen ist. Fastenzeit wäre in dieser Hinsicht dringend geboten und eine Frage der Vernunft. Aber Vernunft hin oder her: Soll man sich jetzt auch noch, so fragt man sich unwillkürlich, die kleinen Kompensationen für das ansonsten so stark eingeschränkte Leben auch noch versagen?

Zu allem Überfluss werden wir in dieser Zeit, in der wir doch eigentlich selbst des Trostes bedürfen, dann auch noch im Gottesdienst mit einem Text aus dem Buch des Propheten Jesaja konfrontiert, der wie eine

einzig große Anklageschrift klingt. Es wird mit der Posaune zum Angriff gegen das abtrünnige Volk geblasen: „Siehe, an dem Tag, da ihr fastet, geht ihr doch euren Geschäften nach und bedrückt alle eure Arbeiter. Siehe, wenn ihr fastet, hadert und zankt ihr und schlagt mit gottloser Faust drein,“ so klagt der Prophet.

Aber den Schuh ziehen wir uns doch nicht an, oder? Nicht wir sind es doch, die andere bedrücken, sondern wir finden uns in einer bedrückenden Situation vor. Alte Menschen fühlen sich abgeschnitten von ihren Lieben, Lehrerinnen und Erzieher, Ärztinnen und Pfleger werden an die vorderste Front geschickt, Eltern sind eingespannt unter das Joch der Doppelbelastung von Arbeit und Familie. Nicht wenigen sind die Einnahmen weggebrochen, ihre Existenz ist bedroht. Jede und jeder von uns könnte jetzt wohl leicht von den Lasten berichten, die ihm oder ihr durch die gegenwärtige Situation auferlegt worden sind.

Aber während wir noch so in unserer Welt um unsere Lasten und Fesseln kreisen, wäre es wohl gut, wenn wir dann doch einmal den Weg nach draußen finden. Wenn es möglich ist, gehen wir vielleicht den Weg zu Fuß, um das Gedränge in der S-Bahn zu vermeiden, am liebsten natürlich, wenn die Sonne scheint und selbst die Stadt im Schnee aufleuchtet. Irgendwann werde ich in dieser Stadt früher oder später eine Brücke unterqueren, und an einer Gruppe vorbeigehen, die sich dort, unter der Brücke, ausgebreitet hat, mit Sack und Pack: Schlafsäcke, mit allen möglichen Gegenständen gefüllte Plastiktüten, vielleicht sogar ein kleines Tischchen und ein Kocher. Welch ein Luxus. In der Zeitung konnte ich lesen, dass die Wohnungslosen es in diesem Winter noch schwerer haben als sonst, wegen der Kälte und wegen der Pandemie. Aber das ist nur eine Zeitungsnotiz, gelesen beim Frühstück in der mollig warmen Wohnung. Aber jetzt gehe ich, selbst schon etwas ausgekühlt, an ihnen vorbei; stelle mir vor, wie es ist, wenn die Sonne nicht scheint, sondern dieser eiskalte, nasse Berliner Wind durch die Gassen und Unterstände pfeift - und kann mir schlechterdings nicht vorstellen, wie man die Nacht draußen überstehen soll.

Und vielleicht wandern dann meine Gedanken zu all denen, die in der Welt meiner eigenen Sorgen und Mühen derzeit so wenig Platz finden, wandern weiter zu den vergessenen Menschen auf den Flüchtlingsrouten, die in den Kältefallen Bosniens oder sonst wo festsitzen. Die Pandemie hat sie noch mehr an den Rand und heraus aus unserem Bewusstsein gedrängt. Wie sie überhaupt alles verschärft hat, so hat sie auch die Unterschiede verschärft, zwischen reichen und armen Menschen, zwischen reichen und armen Ländern, zwischen Gewinnern der Pandemie und den Verlierern, zwischen denen, die sich noch überlegen können, worauf sie während der Fastenzeit möchten, und denen, die das nicht mehr können, weil sie nichts mehr haben, worauf sie noch verzichten können.

„Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut!“

Liebe Gemeinde,

jeder lebt in seiner Welt und viele von uns haben den Kopf voller Ängste und Sorgen, die ganz reale und handfeste Gründe haben. Da gibt es wirklich nichts auf die leichte Schulter zu nehmen. Aber sind wir noch in der Lage unsere Sorgen in Relation zu setzen zu dem, was andere erleiden? Das betrifft auch unsere öffentliche Diskussion. Wir kreisen – sicher nicht ohne Grund - um unsere Infektionszahlen, unsere Probleme bei der Impfung und unsere Unruhe darüber, ob und wie schnell unsere Bevölkerung genügend Impfdosen abbekommt. Vieles davon hat Gewicht und mancher Ärger ist berechtigt. Aber haben wir in all dem noch das rechte Maß? Haben wir die im Blick, die von gesicherter Gesundheitsversorgung nur träumen können und wohl erst in Jahren in den Genuss einer Impfung kommen werden?

Der in den letzten Wochen wieder aufkommende, ungezügelter Reflex „Unser Land zuerst – koste es was es wolle“ wird zur Last für all diejenigen, die nicht unsere Möglichkeiten haben. Das gilt im Großen, aber

auch im Kleinen. Gerade dadurch, dass wir uns so wenig frei machen können von uns selbst, werden wir blind für den, der neben uns steht. Indem wir ihn ausblenden, wird seine Last nur noch größer. Denn in seinem Leiden nicht gesehen und erkannt zu werden, legt der Seele die allergrößte Last auf und lässt manches Lebenslicht im Herzen erlöschen.

„Das aber ist ein Fasten, an dem ich Gefallen habe: Lass los, die du mit Unrecht gebunden hast, lass ledig, auf die du das Joch gelegt hast! Gib frei, die du bedrückst, rei jedes Joch weg!“

Eine Fastenzeit, die inspiriert ist von den Gedanken des Jesaja, könnte uns freisetzen, einen Schritt von uns selbst zurückzutreten und uns wenigstens ab zu aus der Umlaufbahn unserer Selbstumkreisungen zu befreien; würde uns befähigen, unsere Sorgen und unsere Leiden in Relation zu setzen zu dem, was andere leiden; könnte in uns ein wenig Raum schaffen für den anderen. Nein, wir können nicht immer allen helfen, aber wir könnten jetzt, dem einen, ein kleines Stück unter die Arme greifen. Es gibt dazu so viele Möglichkeiten, die uns nicht überfordern werden. Nicht immer, aber immer wieder.

Das wäre ein Verzicht in dieser von außen verordneten Pandemie-Fastenzeit: den Verzicht, der uns jetzt auferlegt wird, bewusst anzunehmen - für den anderen. Und darauf zu verzichten, bloß das eigene Interesse und den eigenen Blickwinkel zu pflegen. Damit ist eine große Verheißung des Glaubens verbunden. Die Geschichten der Bibel speichern die Erfahrung, dass, wer dem anderen wirklich einen Platz in sich selbst einräumt, auch ein Gefühl für Gottes Dasein und Gottes Nähe wiedererlangt.

In Israel damals wollte man ja durch das rituelle Fasten genau diesen Kontakt zu Gott wieder herstellen: „Sie suchen mich täglich und begehren meine Wege zu wissen... . Sie fordern von mir Recht, sie begehren, dass Gott sich nahe,“ heißt es bei Jesaja. Aber sie verfehlten ihr frommes Ziel, denn wir spüren Gottes Nähe eben nur, wenn wir auch den anderen näher an uns heranlassen.

Franz Jalicz, ein bedeutender Lehrer der christlichen Spiritualität, verstorben vor wenigen Tagen, der unter den Armen in Buenos Aires gelebt hat und dafür von der damaligen Militärdiktatur eingekerkert worden war, hat immer wieder darauf hingewiesen, dass er seine tiefen Glaubenszweifel, von denen er mehr als drei Jahre begleitet wurde, nur überwinden konnte, indem er anfang, den Menschen, denen er begegnete, wirklich zuzuhören, sich mehr für sie zu öffnen. Er hatte begriffen: Wer nicht fähig ist, einem Menschen zuzuhören und auf ihn zu achten, der wird auch Gott nicht hören, die Sprache seiner Liebe nicht verstehen, mit der er unentwegt zu uns spricht. Denn das innere Ohr, mit dem wir den Hilferuf hören, ist das gleich, mit dem wir auch auf den Trost Gottes hören, den wir für uns selbst ersehnen. Hört man das eine nicht, hört man das andere auch nicht. Es ist wie bei der Liebe. Nur wer sie gibt, empfängt sie auch. Aber umgekehrt gilt es auch: Nur wer sie empfängt, kann sie weitergeben.

Darauf müsste am Ende alles Fasten, aller Verzicht, alle Besinnung hinauslaufen: Dass wir in dieser Zeit, in der die Gefahr so groß ist, im ausschließenden Blick auf sich selbst und seine Interessen zu erkalten, angeschlossen bleiben an den Wärmestrom der Liebe Gottes. Denn alle Liebe fließt aus dieser einen Quelle: die Liebe zu den Freunden und die Liebe zu den Feinden, die Liebe zu den Fremden und die Liebe zu den eigenen Kindern, die Liebe zum Partner, zur Partnerin oder die Liebe zu sich selbst. Sie stammt aus einer Quelle. Wer sie an einer Stelle abdreht, wird sie auf Dauer auch an der Stelle entbehren, an der er sie sich erwünscht und ersehnt. Die Liebe bleibt warm und lebendig, wenn sie weiterfließen kann. Je mehr wir sie weiterfließen lassen zum anderen, umso mehr wird sie in uns zurückfließen und uns erfüllen und je mehr Raum entsteht in uns, um sie zu empfangen. Diese Quelle ist unerschöpflich. „Die Liebe hört niemals auf,“ dichtet der Apostel Paulus in seinem Hohen Lied, das wir als Epistellesung gehört haben, und benennt gleichzeitig das, worauf die Liebe zielt, wenn er schreibt:

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“

Liebe Gemeinde,

man kann derzeit tatsächlich das Gefühl bekommen, in einem dunklen Bild zu leben. Worauf läuft das alles hinaus, was wir derzeit erleben? Findet es ein gutes Ende? Auch die Passionszeit, die bald beginnt, stellt uns auch ein dunkles Bild vor Augen. Aber sie erzählt in der Geschichte des Leidens Jesu von einer Liebe, die durch all die Dunkelheiten hindurchfließt und einmündet in ein neues, großes Leben. Sie erzählt von der Liebe Jesu, die die Menschen wirklich ansah und ihr Leid erkannte, von der Liebe, die das Brot teilte, so dass viele satt werden konnten, von der Liebe, die sich hingab und damit für alle das Leben gewann. Von der Hingabe dieser Liebe leben wir bis heute. Von der Hingabe dieser Liebe dürfen wir lernen, ein Leben lang. Lernen den anderen wirklich anzusehen, um zu erkennen: Wir sind erkannt.

„Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte.“

Amen.